

Um Fragen von Bildung, Paradigmen und Werten nachzugehen, fand am Donnerstag 14. März um 19Uhr innerhalb der Ausstellung eine Gesprächsveranstaltung statt. Dazu eingeladen waren Christian Müller (Ökonom, Bildungsaktivist), Christian Amsler (Regierungsrat, ehem. Präsident der Konferenz der Erziehungsdirektoren der Deutschschweiz D-EDK) und Madeleine Führer (Lehrerin und Teamleiterin der Schule Emmersberg, Vertreterin der Lehrerschaft im Erziehungsrat des Kantons Schaffhausen). Die Frage stellte Jennifer Bennett (Künstlerin).

Zu Anfang des Gesprächs richtete Jennifer Bennett die 1. Frage an Christian Müller. Was unterscheidet die Schule vom Morgen, von der Schule von Gestern, und was sind die Herausforderungen, wenn, wie Christian Müller im Vorgespräch sagte, die Gravitation ins Herkömmliche riesig sei.

C.M. fragt, was die Schule denn vor 100 Jahren für die Gesellschaft leisten sollte und nennt Fabrikarbeiter und Soldaten, welche für die industrielle Entwicklung gebraucht wurden. Das Ziel sei zudem gewesen, dass die kommenden Generationen es insbesondere in materieller Hinsicht, besser haben sollten. Die Schule habe sich diesem Ziel untergeordnet, gute Mädchen fürs System auszubilden. Wenn es nun um die Schule der Zukunft gehe, müsse man nach den Herausforderungen der Zukunft fragen. Eher weniger ein Fokus auf noch mehr materiellen Wohlstand wäre angezeigt. Die drei wichtigsten Herausforderungen seien Klimawandel, Migration und Ressourcenverteilung. Das seien alles Herausforderungen, die nur gemeinsam und global zu lösen seien. Sollten also diese Fragen im Zentrum des Bildungsparadigma stehen und wie wäre eine Haltung zur Bildung im Dienste davon zu erreichen.

J.B. will daraufhin wissen, ob denn materieller Wohlstand heute wirklich keine so grosse Rolle mehr spiele. Was ist für die Kinder heute wichtig?

Madeleine Führer erläutert, dass die Kinder in der Schweiz an materiellen Wohlstand gewohnt seien, darin aufwachsen und daher würde das auch eine Rolle spielen. Trotzdem würden sie sich viele kritische Gedanken machen, die Themen Globalisierung und Klima würden sie beschäftigen und auch beunruhigen. Sie interessierten sich für ihre Zukunft.

Die Frage richtet sich nun an Christian Amsler, ob die Vermutung richtig sei, dass sich die Politik der letzten 30, 40 Jahre hauptsächlich auf wirtschaftliches Wachstum konzentriert habe. Für Christian Amsler ist klar, dass sich die Welt in dieser Zeit drastisch verändert habe. Die Schule von gestern, befinde sich in einer ganz anderen Welt, als die von Morgen. Es habe immer wieder Megatrends und Themen gegeben, wie aktuell die Klimafrage, welche selbstverständlich dann auch in der Schule behandelt worden seien. Das dramatische in der Schule sei, dass sie immer wieder auf aktuelle Themen reagieren müsse, was eben wichtig sei um in der Gesellschaft bestehen zu können. Die Klimafrage sei angesprochen worden und er nehme diese sehr ernst, und man müsse auch sehen, dass es sehr viele Klimaleugner gebe, welche auf wissenschaftliche Art versuchten, das zu negieren, und wie könne die Schule in dieser Bandbreite von Meinungen, welche auch zu einem demokratischen System gehörten, „das Richtige“ unterrichten. Die Schule versuche, das was wir alle als Wichtig anerkennen, den Kindern mit auf den Weg zu geben. Die Schule sei aber auch immer ein wenig zu spät, sie sei eher ein träges System, welches auch eine Kontinuität habe. Würde die Schule immer sofort auf jeden Trend einsteigen, würde sie Gefahr laufen, ihren ruhigen Grundkurs, ihre Stabilität und Kontinuität, die für Kinder auch wichtig sei, zu verlassen. Er persönlich befürworte, dass die Kinder derzeit manifestieren, dass sie nicht einverstanden sind, und sich Sorgen um die Umwelt machen. Die Schule müsse ein Ort der Meinungsbildung sein. Sie müsse eine Vielfalt von Fragestellungen auf den Tisch legen und diskutieren und den Jugendlichen eine Freude an der Meinungsbildung mitgeben. Wenn sie einseitig und dogmatisch sei und sich nur in eine Richtung orientiere, finde er das schwierig. Gleichzeitig sei es wirklich so, dass wir insbesondere im Bezug auf das Klima mit grossen Herausforderungen konfrontiert seien. Aktuelles Beispiel sei die Aussage eines Wissenschaftlers, dass es in der Schweiz, wissenschaftlich erwiesen,

bis im Jahr 2080 nicht um 2 sondern um 4 Grad wärmer sein werde. Das werde dramatische Auswirkungen haben und nun könne man fragen, was diesbezüglich zu tun sei.

J.B. wendet ein, dass sie sich persönlich schon seit dreissig Jahren mit diesem Thema beschäftige und es ja nicht so sei, dass es vor den gegenwärtigen Klimastreiks der Schüler\*innen kein Thema gewesen sei. Und das sei auch das Frustrierende für sie, dass es immer noch so stockend voran ginge mit Anpassungen.

Die Frage der Meinungsbildung der Schule. C.M. habe im Vorgespräch gesagt, es sei wichtig, dass die Kinder lernten sich eine Meinung zu bilden und auch lernten, diese gegenüber anderen zu verteidigen. Wie könne man sich das in der Praxis vorstellen?

C.M. erwidert, dass er erst mal davon ausgehe, dass wir freie Meinungsbildung wertschätzten und insofern auch unterstützen würden, dass sich die Schule auch in den Dienst der Demokratie stelle. Er glaube, dass die Volksschule nicht ein kleines Beispiel sei, sondern eine grosse gesellschaftliche Klammer, wenn wir von einer funktionierenden Demokratie in der Schweiz ausgingen und dass die Schule diese Demokratie stützen und nähren könne. Und nun die Frage, wie lerne ein Kind, die eigene Meinung zu bilden oder auch sie zu revidieren? Das würde nur durch Praxis gehen, indem man die demokratischen Methoden in der Schule integriere und das ginge nur, wenn die Schüler\*innen Verantwortung hätten. Das sei eines der wichtigen Themen, wenn wir die Schule vom Industriezeitalter ins digitale Zeitalter transformieren wollten. Es gehe darum, den Kindern Selbst- und Eigenverantwortung beizubringen. Wenn die Schüler\*innen mehr Verantwortung dafür hätten, was sie in der Schule lernten, wie sie ihren Stundenplan gestalteten und wie sie den Kontext mit den Mitschüler\*innen zusammen bestimmten, schaffe das die Möglichkeit, demokratische Fähigkeiten auszuprägen. Wenn das nur theoretisch vermittelt werde und es nie praktisch erprobt werden könne, weil in keinem Bereich eigene Entscheidungen gefällt werden könnten, dann bleibe es Theorie und habe keinen realen Kontext.

C.A. wendet ein, gerade in diesen Fragen, habe sich die Schule dramatisch zum positiven gewandelt. Es gebe heute Klassenräte oder Schulparlamente, das Beispiel der Schulplatzgestaltung aus M.F.s Schule, wo sich die Kinder einbringen würden. Und das sei auch ein Grund den Lehrplan 21 zu loben, dieser Aspekt sei dort in verschiedenen Kapiteln und übergreifend prominent abgebildet. Es finde dort die gelebte Demokratie und Mitbestimmung statt.

M.F. sagt, grade das Thema Klimastreik sei eine gute Übungsplattform, da es eines sei, was die Kinder beschäftige. Es könnten nicht immer alle Themen ausgewählt werden, aber dies sei eines, bei dem ganz viele Erfahrungen gemacht werden könnten und Wissen generiert werden könne. Das müsse die Schule aufgreifen, das was im Alltag der Kinder eine Rolle spiele.

C.M. widerspricht C.A. bezüglich der Fortschrittlichkeit übergreifender Mitbestimmungsmethodik in der gegenwärtigen Schulpraxis und berichtet von einem Schulbesuch. Das sei ein Tag gewesen, wo alters- und Klassenübergreifend von den Schüler\*innen bestimmt werden konnte, was gemacht wurde. Aber warum finde so etwas nur einmal im Jahr statt und werde als etwas Besonderes zelebriert? Und im Herbst würde dann von allen Drittklässlern gleichzeitig der Igel behandelt, egal ob es einen Bezug zu Einzelnen habe oder nicht. Und nach 45 Minuten gehe es dann weiter mit Mathematik und dann mit Geografie usw. Das was alles im Lehrplan 21 gefeiert werde, gehe in eine gute Richtung, komme aber schnell an die Grenzen, wenn dann nämlich die Schulglocken läuteten.

Das sei eine wichtige Frage wendet J.B. ein. Also was müssten alle Kinder wissen, weil es einfach eine Rolle spiele im Leben, auch wenn sie als Kind nicht verstanden habe, warum sie das Einmaleins habe lernen müssen. Sie habe sich als Kind immer gewundert, warum ihr nicht erklärt wurde, warum sie das wissen musste. Die Fächer seien sehr getrennt voneinander gewesen. Hätte

man historische Kontexte mit Mathematik zusammengeführt, wäre es für sie von Interesse gewesen, aber durch die Reduzierung auf ein Fachgebiet, habe ihr der Zugang gefehlt.

C.M. habe vorher angesprochen, dass jeder andere Interessen habe, in einer Diskrepanz dazu, zu sagen, dass Kinder ja auch gleiche Grundlagen bräuchten, oder vielleicht stimme das ja auch nicht, aber um es zu präzisieren, wie sehe selbstverantwortliches lernen aus? Ob er also davon ausgehe, dass die Kinder im Prinzip selber wüssten, was sie lernen wollten?

Er beobachte bei seinen drei Kindern, dass sie jeden Tag grossen Lern-Effort zeigten. Der Drang sich zu entwickeln und die Welt zu entdecken und sich diese zu erschliessen, sei riesig. Er könne nicht verstehen, dass dieser Drang selber zu entdecken und zu lernen ab dem Kindergarten von aussen bestimmt werde. Das also ab dann für das Kind entschieden werde, was es nun wissen müsse. Er stelle das in Frage, weil es doch eigentlich darum gehe, dieses spielerische, lebenslängliche Lernen aufrecht zu erhalten und die Aufgabe der Schule sei es, einen Kontext zu bieten, in dem das möglich sei. Das würde aber die Rolle der Lehrperson grundsätzlich verändern. Überspitzt gesagt bewege sich diese weg von der Vermittlerin eines Stoffes, die auch wisse, wie es geht und die Informationen gebündelt vorgegeben bekomme im Lehrbuch, hin zu einer Begleiterin, zu einem Lerncoach, welcher dafür Sorge, dass sich jedes Kind individuell entwickeln könne. Dann würden viele wertvolle Themen auftauchen, aber eben nicht gleichzeitig. Es gebe viele wissenschaftliche Studien, welche nachwiesen, dass lernen dann gelinge, wenn es etwas mit einem zu tun habe.

Und das würde dahin führen, dass es im Lernprozess irgendwann eben wichtig wäre das Einmaleins zu lernen, daran komme früher oder später niemand vorbei. Es sei auch jetzt nicht so, dass alle das gleiche Niveau hätten, er wolle ein Schulsystem, was das besser gewährleiste.

M.F. erläutere das Beispiel einer Schule, in der die Kinder machen könnten, was sie wollten, wo es Lernbegleiter gebe. Sie denke aber, die Gesellschaft müsse parat sein, für so etwas. Das heisse, die Kinder, welche diese Schule besuchten, kämen aus einem bestimmten Milieu, in dem die Eltern ihren Kindern vertrauten und indem es keine existenziellen Ängste gebe bezüglich der Frage, ob diese Ausbildung gewährleisten würde, dass das Kind später in der Welt bestehen könne. In ihrer Schule gebe es auch von Elternseite einen ganz anderen Druck. Solche tiefgreifenden Änderungen bräuchten auch eine andere Gesellschaft.

C.A. fügt an, es gebe historisch unzählige Beispiele, wo C.M.s Methodik angewendet worden sei von namhaften Pädagog\*innen ausgearbeitet. Und es stimme, es gebe derzeit Fachlehrer und Stundenpläne. Er gebe zu, dass das nach wie vor der Alltag sei. Aber bezüglich Individualisierung gebe es Block- und Projektunterricht, es habe sich viel getan, auch wenn er C.M. recht gebe, wir seien nach wie vor in einer geplanten Stundenplanstruktur.

J.B. sagt, der Lehrplan 21 vermittele das Bild, dass das nicht mehr so sei.

Diese Freiheit gebe es in der Schule, fügt M.F. an. Es sei möglich sich auch mal eine Woche lang einem Fach zu widmen, sie müssten am Ende einfach die Lernziele erreichen. Es gebe viele Kinder, die gut umgehen könnten damit, wie die Schule strukturiert sei und es gebe auch Kinder, welche klare Strukturen bräuchten. Extremen gegenüber müssten wir vorsichtig sein. Die Schule sei an einer grossen Masse ausgerichtet. Die Aufgabe der Schule sei, die Kinder, die da rausfallen würden, gut abholen zu können oder auch bei Kindern Interesse zu wecken. Das würden wir auch als Erwachsene kennen, dass gute Vermittlung eines Themas unser Interesse wecken könne, ein guter Vortrag - vergleichbar mit Frontalunterricht - in uns Feuer und Flamme für ein Thema wecken könne, weil es so gut vermittelt wurde. Es liege also auch an den Menschen, die den Zugang zu etwas öffneten. Trotz allem wünsche auch sie sich mehr Möglichkeiten der Freiräume, in denen die Kinder an ihren Projekten arbeiten könnten und da gehe es aus dem praktischen Alltag auch um die Umsetzungsmöglichkeit. Sie brauche dafür eine Infrastruktur. Im Lehrplan 21 sei zum Beispiel das Forschen ein grosses Thema, aber dann wünsche sie sich ein Technik-Labor, denn ihre Kapazitäten erlaubten nicht, Laborbedingungen im Schulzimmer zu schaffen. Und es brauche dafür auch mehr Lehrpersonen.

J.B. fragt nach bezüglich der Kinder, die aus der Masse raus fallen würden. In Diskussionen bezüglich der Commons sei die Frage aufgetaucht, wie mit unterschiedlichen Fähigkeiten umgegangen werden könne. Oder auch dem Umgang damit, wenn jemand nur nehme und nie gebe. Wir seien auch in Bezug auf den Markt so konditioniert darauf zu tauschen. Es würde immer um den Tausch gehen, ich gebe Dir etwas und bekomme etwas von Dir zurück. Aus der Realität würden wir es aber alle anders kennen. Ich würde dir etwas geben und du wieder jemand anderem etwas anderes usw. In der Schule sei es zudem immer um Vergleiche mit den anderen gegangen, im Bezug auf Noten oder im Sport mit der Gruppenwahl. Wie könne die Schule für unterschiedliche Fähigkeiten sensibilisieren und dass, wenn es bei einem Kind in diesem Schulsystem wirke als seien da keine Fähigkeiten, diese vielleicht in diesem System gar nicht erkannt würden. Und das schwäche die Kinder sehr früh, weil sie empfänden, wenn sie in der Schule nicht gut seien, seien sie auch sonst nichts.

Das sei der entscheidenden Punkt, sagt M.F. Die Kinder müssten als Person wertgeschätzt werden und nicht für ihre Leistung. Es sei die Haltung, die entscheidend sei.

C.M. fragt sich warum überhaupt noch Noten gegeben würden. Wenn man die Methodik der Arbeit der Zukunft anschau, gebe es klar absehbare Trends, wie, es werde mehr selbstorganisierte Teams geben, es werde durchlässiger sein zwischen den grossen Unternehmungen, es werde wechselnde Karrieren geben und weniger klare Laufbahnen, wo man am Anfang wisse, wo man am Ende herauskomme, es werde alles viel dynamischer. Und nun gebe es dazu in der Schule immer noch die Logik des Systems der Benotung. Er könne nicht nachvollziehen, wie die Arbeitswelt der Zukunft, und die Benotung in der Schule im Verhältnis stünden.

C.A. die Schule sei ein klassisches Abbild der Gesellschaft. Genauso wie wir in diesem Raum lauter unterschiedliche Menschen seien, so sei das auch bei den Kindern in Schulklassen. Diese müssten auf Stärken orientiert gefördert werden. Und das Wissen des Einzelnen auch für die Gemeinschaft gewinnbringend einzubringen und das versuche die Schule wirklich zu tun. Gerade auch beim Thema Migration. Über Noten könnte eine Abendfüllende Diskussion geführt werden. Es stimme, wir seien in einer Leistungsorientierten Gesellschaft, es gebe auch im Leben Prüfungssituationen, in der Schule mit darauf folgenden Noten. Aber es habe eine Entwicklung gegeben. Es werde heute sehr förderorientiert benotet und versucht verschiedenste Aspekte, wie den sozialen Bereich, im Bereich der Arbeitshaltung und mehr, miteinzubeziehen. Eine Diskussion über die Abschaffung der Noten könne aber gern geführt werden, aber das Schulsystem sei träge und geprägt durch jeweils eigene Erfahrungen.

Jetzt gehe es ja aber um die Zukunft und wie es besser gemacht werden könnte, sagt C.M. Es gehe um Eigenverantwortung und nicht darum, dass man von einem Lehrer beurteilt werde. Um eine echte Leistungsgesellschaft, nicht wie beim Arbeiter in der Fabrik, sondern, der eigene Antrieb etwas erreichen zu wollen.

Es gebe aber bereits Selbstbeurteilung, wendet C.A. ein. Man habe diese Idee der Laborschule ausprobiert und Dinge davon übernommen, aber auch Architektonisch seien Schulhäuser in der Tradition des Lehrers mit seiner Klasse gebaut. Das seien Prozesse, man versuche Dinge aufzubrechen, aber das brauche Zeit.

M.F. möchte nochmal auf die Noten zu sprechen kommen. Aus der Sicht einer Lehrerin für eine Sonderklasse würde sie die Noten gern abschaffen. Denn bei diesen Kindern sei es so, dass sie, auch wenn sie ihr bestes gaben, es nicht genug sei und eigentlich sollte das Beste genug sein. Also sie gäben ihr bestes und bekämen dafür eine 3.5. Das passe nicht zusammen. Es gebe viele Kinder die aber gut damit umgehen könnten. Die Gesellschaft müsse bereit sein dafür. Wenn es bei Kindern um Real oder Sek gehe, gebe es für viele Eltern nur Sek. Da komme der Druck von der anderen Seite, wir dürften nicht immer alles auf die Schule schieben, sondern es bedeute ein gesellschaftliches Umdenken. Wenn das Kind das Beste gebe, müsse das das Beste sein.

J.B. stellt in den Raum, es scheine ja ziemlich klar, auch in dieser Runde eine vorherrschendes Paradigma bezüglich positiver Leistungsorientierung zu geben. Wenn aber geschaut werde, wo uns das hingeführt habe, könne man es auch in Frage stellen. Also sich zu fragen, ob es nicht auch mal gut wäre ohne Fortschritt, also anzuerkennen, dass es auch Dinge gebe, die gut seien, die nicht verbessert werden müssten. Sie wolle die Runde nun öffnen.

Ein Besucher sagt, er finde, grade das eben Gesagte wichtig und zentral. Sie habe angekündigt Markt versus Kooperation und er nenne es das Prinzip der Konkurrenz gegenüber dem Prinzip der Kooperation. Er sehe in der Schweiz eine Stärke im Bezug auf Kooperation. In der chinesischen Gesellschaft gebe es eine viel stärkere Leistungsorientierung und die Ellenbogen in der Gesellschaft würden viel stärker ausgefahren. In der Weltwirtschaft würden Unternehmer aus allen Erdteilen aufeinandertreffen und dann gebe es den Anspruch mit anderen mitzuhalten. Heute brauche es sogenannte Wissensarbeiter, welche die Schule erziehen müsse, wir seien in einer Konkurrenzsituation. Diese könne sich sehr schädlich für den ganzen Planeten auswirken, weil wenn alle in Konkurrenz um knappe Ressourcen treten würden, habe das keine guten Auswirkungen, daher sehe er das als Kerngedanken. Bezüglich des gegenwärtigen Hypes in der Klimafrage wolle er sagen, man müsse sich bewusst sein, dass wenn gegenwärtige Prognosen richtig seien, das Leben auf dem Planeten verloren sei, denn es sei undenkbar, dass wir im Bereich Emission die gesteckten Ziele einhalten könnten. In China sehe er dafür gar keine Anzeichen und er frage sich, inwiefern diese Ziele wissenschaftlich erwiesen seien, also ob sich die Wissenschaft wirklich so sicher sei. Denn wenn sie recht habe, könne man sagen, man riskiere eine faschistische Regierung. Wenn die Schraube zu schnell angezogen werde und das soziale nicht mitgedacht werde, komme es zu Widerstand, den man bereits in Frankreich gesehen habe. Wir hätten eine Gesamtverantwortung, es gehe nicht darum in Konkurrenz zu treten, sondern alle mitzunehmen, auch die sozial Schwachen, ohne diese gebe es keine Klimapolitik. Es müsse die Sicherheit geben, dass etwas, was uns vorausgesagt werde, auch richtig sei, dass also der Klimawandel menschengemacht sei, da sonst unsere Massnahmen, die auch teuer seien, gar nichts helfen würden.

J.B. wendet ein, sie habe keinen ungebrochenen Optimismus mit Blick auf die kommenden Probleme und dass wir damit umgehen können würden, es gebe wenig Hinweise darauf. Es gebe so viele ungelöste Probleme und wenig wirkliches Problembewusstsein, es werde eher beschwichtigt. Sie wünsche sich ein Problembewusstsein, was sich die eigene Ratlosigkeit auch eingesteht. Ob die letzten dreihundert Jahre Industrialisierung im Endeffekt dazu geführt haben würden, dass wir die daraus folgende Digitalisierung gar nicht mehr umsetzen könnten, weil wir nicht mehr überleben könnten. Und dann tauche auch die Frage auf, wenn dann die Probleme auftauchen, wer als erstes über Bord falle. Es zeige sich allein durch Frontex, dass wir keine solidarische Gesellschaft seien. Es brauche ein Anerkennen, dass die Probleme ernst seien, dass wir sie mitverursachten und dass man nicht einfach darüber hinwegsehen könne und mit den Kindern zusammen ehrlich sein müsse. Diese Frage habe sie eigentlich auch noch stellen wollen, also die Frage, wie mit begangenen Fehlern umgegangen werde, wie sie zugegeben würden. Ein Anerkennen, damit ein Umgang damit angefangen werden könne, denn sie habe den Eindruck, die letzten dreissig Jahre seien von einer Kopf in den Sand Taktik geprägt gewesen, wo sie davon ausgehe, dass der Klimawandel menschengemacht sei.

Die Schule finde ja eben in einer riesigen Spannbreite statt, wendet C.A. ein. Es gebe Klimanotstand und Klimaleugner, so wie es auch Holocaust Leugner gebe, und das sei heute auch in der Politik eine Realität, eine Zuspitzung, eine Polarisierung. Und wo könne sich die Schule nun in dieser grossen Spannbreite bewegen und was sei richtig? Er könne sich vorstellen, wie Schwierig das für Lehrer\*innen sei, 40 Kinderaugen auf sich gerichtet eine Aussage zur Klimadebatte machen zu müssen. Davor habe er höchsten Respekt.

Ein Besucher frag, was M.F. brauchen würde, um die Art Schule, wie sie C.M. formuliert hat, umsetzen zu könne, welche Unterstützung sie brauchen würde.

Ein Hemmschuh sei ja, das am Ende alle Kinder die gleichen Lernziele hätten, sagt M.F. Diese Messlatte dürfe es dann nicht geben, sondern man würde sagen, jedes Kind mache die eigene Entwicklung und erreiche sein eigenes Ziel. Wir bräuchten auch eine andere Schulstruktur, wir müssten mindestens zu zweit sein.

Es gebe doch rüstige Senioren wendet C.M. scherzend ein. Ja, diese würden auch sehr geschätzt fährt M.F. fort. Es brauche auch eine Gesellschaft, die das zulasse, da die Schule sonst eine Insel wäre.

Eine Besucherin setzt ein, es würde immer über Gesellschaft geredet.

M.F., die Eltern hätten Ängste ob das Kind bestehen könne.

Es würde keine nachhaltigen Ziel gesetzt, wenn wir auf die Industrie schauen würden, setzt die Besucherin fort.

So kämen wir zum Kapitalismus, M.F. und klar die Struktur in der wir uns bewegten sei diese, J.B. weiter.

Es sei auch eine Chance, C.A. weiter. Dafür welche Kompetenzen heute gefragt seien, da müsse auch Hand in Hand mit der Wirtschaft zusammengearbeitet werden. Das gegenseitige Interesse müsse da sein. Die Schule mache in der Beziehung schon viel.

M.F. möchte nochmal auf die Industrie zu sprechen kommen, sie finde schon, dass diese sich verändern müsse. Ihr Bruder sei Lokomotivführer, und früher sei es klar gewesen, dass es auch Jobs für Menschen mit Behinderungen gegeben habe und sie finde, jede Firma oder Industrie müsse eine soziale Verantwortung tragen, es gehe auch um einen Integrationsauftrag.

Das könnten wir als Gesellschaft auch fordern, die Besucherin weiter.

Fleiss und Intelligenz würden mittelfristig doch auch abgelöst durch andere Technologien, ein anderer Besucher weiter. Wodurch wir uns heute definierten, werde in der Umwälzung teilweise nicht mehr notwendig sein, es kämen ganz andere Fragestellungen nach unserem Wert ins Spiel. C.M. sagt, er sehe eine Geschwindigkeit der Veränderungen, wie sie nicht immer gewesen sei und wir hätten es mit Paradigmatischen Fragestellungen zu tun, welche wir nun neu beantworten könnten. Das sei seine Motivation. Es brauche wahrscheinlich grundlegende andere Ansätze als die letzten 40 Jahre und die könnten wir nun entwickeln, und dafür seien wir auch zusammen gekommen.

J.B. sagt, sie finde erfreulich, dass alle Podiumsteilnehmer Verfechter der Volksschule seien, also einer Schule, wo alle zusammenkommen und in Austausch kämen, also nicht eine segregierte Gesellschaft förderten. Wieviel Engagement von welchen Seiten es denn brauchen würde um etwas grundsätzlichere Änderungen in Gang setzen zu können, fragt sie weiter.

Eine Besucherin spricht dann C.M. an und sagt, er habe die Neugierde der Kinder erwähnt. Sie würde behaupten, Kinder hätten auch ein kompetitives Bedürfnis, sich zu messen mit anderen.

Daher sehe sie das kritisch, wenn es keine Bewertung gebe und ob man das in Bezug auf die Sonderklassen nicht so behandeln könne, dass die Note Förderbedarf genannt würde.

Ein anderer Besucher sagt, wir hätten es auch mit einem Wertekonflikt zu tun. Die Frage was soll die Schule der Zukunft und da einerseits das Bild die gewaltigen Fragen der Zukunft lösen zu können, also Menschen auch mit Hilfe neuer Technologien kreativ zu erziehen und auf der anderen Seite die Meinung, die Aufgabe der Schule sei es, die Schüler\*innen fit zu machen, da es härter werden würde. Da würden zwei Dinge aufeinanderprallen. Der Lehrplan 21 sei ein Versuch in diese Richtung zu gehen, also die Frage, wie bringe man diese unterschiedlichen Werte zusammen.

Probleme die nur global gelöst werden könnten, seien schwierig anzugehen, fügt ein Besucher an.

Es komme auf das Gebiet an, fügt ein weiterer Besucher hinzu, im Bereich Startup gebe es in der Schweiz einiges. Das sei eine Szene, die einen grossen Einfluss habe. Aber neben der Gründerkultur gebe es auch noch eine wirkliche Arbeitswelt, widerspricht ein Besucher. Nicht alle Schulabgänger

würde eine Stelle bei Google finden, sondern es gebe viele, die in einem konventionellen Bereich in einem Konkurrenzkampf bestehen müssten.

Eine Besucherin möchte wieder auf die Schule zurück kommen und fragt, wie das aussehen würde, wenn wir ganz von vorne anfangen könnten mit der Schule. Sie fragt C.M., wie würde das aussehen, wenn alle Konventionen über Bord geworfen werden könnten. Um die Kinder intrinsisch wirken zu lassen, müsste in ihren Augen alles anders sein.

C.M. nennt als Beispiel das Emmersbergschulhaus, welches er genau wie es sei, stehen lassen würde, es sei ein tolles Schulhaus. Das sei ja das gute an der Volksschule, dass sie an wichtigen Standorten wunderbare Gebäude habe. Dann fange es beim Schuleintrittsalter damit an, dass sich das Niveau da stark unterscheide, um etwa drei Jahre. Also die einen könnten schon schreiben, und die anderen kannten die Buchstaben noch nicht. Das Patentrezept wie damit umzugehen sei, habe er nicht, er sei auch kein Lehrer. Er habe aber schon Schulen besucht und es gehe im Prinzip darum eine anregende Lernumgebung zu schaffen. Bibliotheken, Materialien und auch digitale Medien. Und dann brauche es vor allem leidenschaftliche Lehrer\*innen, welche selber Lust hätten zu lernen, welche Beziehungsfähig seien und sich selber auch als lernend verstünden und eine Leidenschaft vorleben könnten. Als lehrende Person müsste ich das Kind begleiten in seinen Entscheidungen und erkennen, wenn es irgendwo nicht weiterkomme und in eine Richtung etwas von mir brauchen könnte, damit es einen Schritt weiterkommen würde. Die Kinder würde sofort Teams bilden. Sie würden sich messen wollen und schauen, wer bringt es besser hin. Da mache ein Lehrer, der dann dafür Noten austeile keinen Sinn, sondern einer, der ansporne und zeige, was es noch gebe. Wenn die Schülerinnen etwas bauten und dadurch mit Mathematik konfrontiert würden, habe es einen Sinn. Sie machten es dann nicht für den Lehrer oder für die Note sondern für ein reales Ziel.

C.A. betont, das würde heute an der Schule so stattfinden. Den Wandel der Schule in einer stark sich wandelnden Gesellschaft voran zu treiben, brauche Zeit, und er frage sich, ob unsere Demokratie, die er so schätze, in dieser stark dynamisierten Zeit funktionierenden Bestand haben könne. Das sei kein Plädoyer für eine Diktatur, bei weitem nicht, aber er frage sich ob diese langwierigen, basisdemokratischen Prozesse, sich anderen Systemen gegenüber halten könnten. Eine Besucherin schildert wie erstaunt sie gewesen sei, als sie nach langjährigem Auslandsaufenthalt zurückkam und die Wahlbeteiligung gelesen habe. Diese sei so gering und sie frage sich, was passiere da in den Schulen, was werde den Kindern an politischer Bildung mitgegeben?

M.F. erklärt die demokratische Bildung habe einen Stellenwert im Schulplan, die Menschenrechte, das Zusammenleben, das sei da enthalten und es werde in der Schule behandelt. Es sei nicht immer einfach, es würde nicht alle interessieren. Auch da sei das Vorleben der Eltern wichtig. Sie wolle damit aber nicht sagen, die Schule habe keine Verantwortung.

Eine Besucherin wendet zum Schluss ein, sie verstehe, dass wir mit der Schule eine schwere Belastung hätten, denn wir Individuen könnten uns nicht freiwillig davon fern halten, in der Schweiz sei es verboten, das Kind nicht zur Schule zu schicken. Wenn wir eine freie Gesellschaft wollten, dann müsse sie frei sein. Wohlverstanden ihr eigenes Fleisch, eine geborener Menschenkörper gehöre eigentlich zur Familie. Eine Familie könne sich selber organisieren, man würde es auch hier sehen, es seien keine Kinder anwesend, man rede über die, welche nicht einmal vertreten seien.

J.B. unterbricht und stimmt zu, es sei nicht über Schulzwang gesprochen worden, so wie es eben auch nicht die Meinung gewesen sei, dass alle Lösungen an diesem Abend gefunden würden. Sie bedankte sich bei den Teilnehmer\*innen und Besucher\*innen, darauf folgte Applaus und der Abend klang bei einem Apéro aus.